

Struktur und Ereignis: Ein Synchronisationsproblem

CHRISTIAN KASSUNG

Alles, was der Fall ist

Archäologisches und kulturhistorisches Denken verbindet die Arbeit mit den Dingen, mit Handlungen und Artefakten, die vor allen großen Begriffsbildungen liegen. Um im folgenden diese Verbindungslinie am Beispiel des Ereignisses zu konturieren, möchte ich jedoch einen philosophischen, ja fast logik- oder sprachtheoretischen Anfang setzen und eben nicht von unten, mit den Dingen und den zugehörigen Praxen beginnen. Die Philosophie Martin Heideggers – vielleicht der unumstrittenste Meister eines Denkens *von oben* – läßt sich freilich sehr verkürzend von dem Grundsatz »Es gibt Sein und es gibt Zeit« her verstehen.¹ Was diesen Satz freilich allererst ermöglicht, ist das Ereignis. Nur als Ereignis gibt es Sein und damit Zeit bzw. anders herum formuliert: Das Ereignis ermöglicht Sein und Zeit.

Nehmen wir die Ereignishaftigkeit des Seins nun ein gutes Stück konkreter, dann bildet die Zeit den Horizont des Seins, jenseits dessen es keine Erfahrungen gibt. Alles geschieht in Zeit und ist nur als zeitlicher Vorgang erfahrbar, zumindest kommunizierbar – worauf ich später wieder zurückkommen werde. Mit diesem philosophischen Einstieg ist nun zweierlei gewonnen. Erstens können wir die Frage, was Ereignis, Sein und Zeit in einem ontologischen Sinne *sind*, getrost vergessen oder zumindest ausblenden. Zweitens aber können wir uns damit auf die pragmatische Dimension dieser Begriffstrias fokussieren. Bleiben wir also vorerst in bester Herakleitischer Tradition dabei, daß alles im Fluß ist bzw. daß alles das, was geschieht, in Zeit geschieht. Oder um es in Anlehnung an Ludwig Wittgenstein zu pointieren: Alles, was der Fall ist, muß irgendwann einmal gefallen sein. Rein präsentische Ereignisse gibt es genauso wenig, wie rein singuläre Ereignisse.

Womit wir dem Ereignis als einem kulturhistorischen Gegenstand ein gutes Stück näher gekommen sind. Denn wenn ich einen Vorgang kommuniziere,

muß ich dies innerhalb eines Symbolsystems tun, in dem dieser Vorgang nicht einmalig ist. Über völlig singuläre Erfahrungen läßt sich genauso wenig sprechen, wie sie sich jeder Form von Wissenschaft entziehen, weshalb die Theologie mit der Offenbarung und die Psychologie sowieso ihre Probleme hat. Zwei Pole gilt es demnach zu unterscheiden: im einen Extrem das vollkommen singuläre Moment des Ereignisses, im anderen Extrem das Wiederholungsmoment des rein Strukturellen. Kommunikation kann nur zwischen diesen beiden Polen gelingen: als »Differenz und Wiederholung«, wie Gilles Deleuze es formuliert hat.²

Die Unterscheidung von Ereignis und Struktur darf also keinesfalls zur Folge haben, die vielfältigen Übergangsbereiche zwischen den beiden Extremen zu ignorieren oder einzuglätten. Ereignisse lassen sich nur innerhalb von Strukturen kommunizieren, wie umgekehrt Strukturen erst durch Ereignisse eine Bedeutung erhalten. Dies gilt in gleichem Maße für ein Telefongespräch wie für einen archäologischen Fund, der uns etwas *sagt*. Wie eng Struktur und Ereignis im Symbolsystem der deutschen Sprache miteinander verflochten sind, läßt sich an dem Satz »Es regnet.« sehr schön verdeutlichen. Hier wird ein Phänomen mitteilbar, dessen Ereignishaftigkeit keine phänomenologische Entsprechung aufweist: Es gibt kein »Es«, das für das Ereignis »Regen« verantwortlich zu machen wäre. Damit tritt eine rein grammatikalische Struktur an die Stelle eines Ereignisses, dessen Kausalität überkomplex determiniert ist – weshalb zumindest bis heute alle Versuche einer verlässlichen Wettervorhersage regelmäßig scheitern.³

1 Martin Heidegger, *Zur Sache des Denkens*, 2000, 5.

2 Gilles Deleuze, *Differenz und Wiederholung*, München, 2007.

3 Vgl. hierzu auch Nietzsches Analyse ich-loser Sätze wie »der Blitz leuchtet« oder »die Kraft bewegt, die Kraft verursacht«. Friedrich Nietzsche, *Zur Genealogie der Moral*, in: Giorgio Colli,azzino Montinari (Hrsg.), *Kritische Studienausgabe*, München u. a., 1988, 244–412, hier 279.

Ich möchte die Unterscheidung von Ereignis und Struktur selbst nun nicht weiter diskutieren, sondern vielmehr – in Anlehnung an Carl Friedrich von Weizsäcker – zwei Folgerungen daraus ziehen.⁴ *Erstens*. Strukturen sind *per definitionem* allgemein. Ein und dasselbe Ereignis kann bzw. muß in unterschiedlichen Strukturen *stattfinden* können und erhält damit zwangsläufig je unterschiedliche Bedeutung. Die Bedeutung und Funktion eines Ereignisses ist deshalb strikt beobachterabhängig, weil sie diese erst innerhalb einer Struktur bzw. eines Wissenssystems erhalten, in dem sich kein Vorgang jemals streng wiederholen wird. Ich werde diese Frage, wann und unter welchen Voraussetzungen sich ein Ereignis überhaupt wiederholen kann, anschließend am Beispiel des physikalischen Wissens konkretisieren. *Zweitens*. Strukturen operieren strikt binär. Entweder etwas ist innerhalb der betreffenden Struktur ein Ereignis oder nicht. Es gibt nicht den Fall, daß etwas zugleich fällt und nicht fällt. Ein Ereignis ist entweder eingetreten oder nicht, Zwischenzustände gibt es nicht. Für ein Ereignis muß es Dokumente geben, die innerhalb einer Struktur einem Vorgang zugeordnet werden können. Gibt es diese Dokumente nicht, so hat sich das Ereignis auch niemals ereignet.

Damit bin ich wieder zum Ausgangspunkt meiner kurzen philosophischen Einleitung zurückgekehrt, nämlich der Heideggerschen Ereignishaftigkeit von Sein und Zeit. Ereignisse müssen Spuren oder Dokumente hinterlassen. Erst dadurch werden sie zu kommunizierbaren Ereignissen. Die nachgängige Interpretation innerhalb einer Struktur (des Wissens oder der Symbole) erzeugt beobachterabhängige Bedeutungen dieser Ereignisse in Form komplexer Vorgänge. Diese prinzipielle Nachgängigkeit wird mich im folgenden besonders interessieren. Es gibt keine zukünftigen Ereignisse, sondern es hat vielmehr jedes Ereignis immer schon stattgefunden. Ereignisse sind irreversible Vorgänge in der Zeit. Alles, was der Fall ist, ist ein Ereignis, weil der Fall Spuren hinterlassen hat. Dies werde ich nun versuchen, anhand von drei Beispielen zu explizieren, nämlich dem Apfel, dem Erdbeben und dem Unfall.

4 Vgl. Carl Fr. von Weizsäcker, *Zeit und Wissen*, München, 1995, 193–196.

Der Apfel

Mein erstes Beispiel möchte Ludwig Wittgensteins »Tractatus logico-philosophicus« in der Lesart von Hans Blumenberg wörtlich nehmen. Wenn die Welt alles ist, »was der Fall ist«, dann ist mit diesem Satz möglicherweise nichts anderes, als eine eher triviale Relation zwischen der Welt des physikalischen Wissens und den Sätzen, Bildern, Formeln und Zahlen gemeint, die dieses Wissen je spezifisch generieren, transformieren oder auf Dauer stellen.⁵ *Was* der Fall ist, das ist damit der Fall eines schweren Körpers zu Boden, in Richtung Erdmittelpunkt – also jenes Wissen, das mit dem Begriff der Schwerkraft adressiert wird. Und *alles*, was der Fall ist, umfaßt den diskursiven Raum, in dem jenes Wissen zirkuliert, jene Struktur, innerhalb derer dieses Ereignis allererst zu einem kommunizierbaren Vorgang wird. Dieser Raum allerdings ist denkbar vielschichtig, der scheinbaren Einfachheit eines Falls geradezu widersprechend.

Die Urszene aller Fallgeschichten ist das berühmte Kugelexperiment, das Galilei Galileo angeblich Ende des 16. Jahrhunderts in Pisa ausführte. Sämtliche Interpretationen dieses *Ereignisses* gehen auf eine einzige Quelle zurück, auf die »Racconto storico della vita di Galilei« des Vincenzo Viviani. Darin heißt es:

Zu jener Zeit (1589–1590) [...] zeigt er – mit Hilfe von Experimenten, Beweisen und exakt begründeten Überlegungen – zur großen Entrüstung aller Philosophen die Falschheit zahlreicher die Natur der Bewegung betreffender Schlußfolgerungen des Aristoteles [...]. So unter anderen die, daß bewegte Körper gleichen Stoffes, jedoch ungleichen Gewichts, die das gleiche Medium durchquerten, Geschwindigkeiten hätten, welche keineswegs proportional zu ihrer Schwere wären, wie Aristoteles behauptet hatte; sondern daß sich diese alle mit gleicher Geschwindigkeit bewegten. Was er durch wiederholte Experimente demonstrierte, ausgeführt von der Höhe des Pisaner Glockenturms, in Gegenwart aller anderen Professoren und Philosophen sowie der gesamten Universität.⁶

5 Ludwig Wittgenstein, *Logisch-philosophische Abhandlung – Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt am Main, 1989, 11.

6 Vincenzo Viviani, zit. nach Alexandres Koyré, *Das Experiment von Pisa. Fall-Studien einer Legende*, in: Ders., Leonardo, Galilei, Pascal. *Die Anfänge der neuzeitlichen*

Man hat die von Viviani inaugurierte Legende von Pisa mit den unterschiedlichsten Argumenten auszuhebeln versucht: Singularität der Quelle, sozio-historische Unglaubwürdigkeit, meßtechnische Schwierigkeiten usf. Alle diese Bemühungen jedoch kreisen um einen einzigen blinden Fleck: daß das Pisaner Experiment ganz offensichtlich nicht stattgefunden haben kann. Es gibt kein Ereignis Pisa. Eine derartige Augenfälligkeit aber muß eine kalkulierte sein, die Legende einer Legende, ein Mythos. Anders herum gewendet: Der Text Vivianis über den Galileischen Fall funktioniert deshalb so brillant wie kein anderer, weil er von allem möglichen handelt (vielleicht in erster Linie von seinem eigenen Wahrheitsgehalt), nur nicht vom konkreten, physikalischen Fall zweier bestimmter, unterschiedlich schwerer Gegenstände von einem hohen, schiefen Turm herab.

Speist sich also der Inhalt der Viviani-Legende aus deren Rhetorik, verkomplizieren sich die Dinge nicht unerheblich, wenn der große Statiker Simon Stevin, der sein Studium in Leyden übrigens erst im Alter von 35 Jahren aufnahm, gut fünfzig Jahre vor Galilei in seiner »Beghinselen der weeghconst« (1586) den folgenden Versuch schildert:

Nehmen wir zwei Bleikugeln [...], deren eine um das zehnfache größer und schwerer ist als die andere und lassen wir sie aus einer Höhe von 30 Fuß gleichzeitig fallen, auf ein Brett oder auf irgendeinen Gegenstand, der das Aufprallen gut hörbar macht. Wir werden feststellen, [...] daß die Kugeln derart gleichzeitig das Brett erreichen, daß die zwei Töne uns als ein einziger und derselbe erscheinen.⁷

Was soll man da noch sagen? Daß Stevin etwas sah, was Galilei fünfzig Jahre später nicht mehr sehen wollte. Oder umgekehrt, daß Stevin etwas nicht sah, was Galilei fünfzig Jahre später sah? Unterschiedlicher kann ein und dasselbe triviale Ereignis nicht gedeutet werden.

Eines jedenfalls steht fest: Hätte Galilei das Experiment durchgeführt, so hätte er damit einzig und allein nur dasjenige erneut unter Beweis stellen können, was jedermann seit Aristoteles behauptete:

Naturwissenschaft, Frankfurt am Main, 1998, 123–134, hier 127f.

7 Simon Stevin, zit. nach Károly Simonyi, Kulturgeschichte der Physik von den Anfängen bis 1990, Thun/Frankfurt am Main, 1978, 210.

Unterschiedlich schwere Gegenstände fallen unterschiedlich schnell und treffen niemals zugleich am Boden auf. Nur wer auf den Mond fährt, kann ein solches synchronisiertes Ereignis auch wirklich *sehen*, was dann wohl auch der Grund dafür war, daß die Nasa auf ihrer letzten Apollo-Mission einen 1,32 kg schweren Aluminiumhammer und eine etwa 30 gr schwere Falkenfeder mitnahm, um beides demonstrativ vor laufender Kamera fallen zu lassen. Ereignisse auf der Erde sind andere Ereignisse als auf dem Mond, und genau diese Differenz versucht ein Wissenssystem wie die Physik zu eliminieren, um eine allgemeine Struktur namens Natur etablieren zu können. Solange dies nicht vollständig gelungen sein wird, müssen synchrone Ereignisse nicht zwangsläufig auch gleichzeitig sein bzw. ist Synchronizität ein medialer Effekt.

Ich möchte die Diskussion des Fallbeispiels mit zwei kurzen Bemerkungen abschließen, womit ich nun auch zu jenem berühmten Apfel komme, der Newton vermutlich niemals auf den Kopf gefallen ist. Newton setzte in seinen »Principia« fallende Gegenstände und die Anziehung der Planeten physikalisch schlichtweg gleich. Die Struktur, innerhalb derer diese Ereignisse konvergieren können, ist das Konzept der Gleichheit von träger und schwerer Masse. Doch ist das prinzipielle Synchronfallen unterschiedlich schwerer Gegenstände damit keinesweg erklärt. Newton schreibt vollkommen unmißverständlich:

Ich benutze nämlich die Begriffe Anziehung, Abstoßung, oder jedwede Hinneigung zum Mittelpunkt unterschiedslos und gegeneinander austauschbar, da ich diese Kräfte nicht physikalisch, sondern nur mathematisch betrachte. Daher hüte sich der Leser zu denken, ich wollte irgend durch derartige Begriffe die Art und Weise von Einwirkungen oder ihre physikalische Ursache oder Seinsweise definieren.⁸

Newton beschreibt, aber er erklärt die Ereignisse nicht. Wesentlich weiter sind wir in dieser Sache, und dies ist die zweite Bemerkung, bis heute nicht gekommen. 2019 soll ein gigantischer Gravitationswellendetektor gemeinsam von ESA und NASA in den Weltraum geschossen werden, um endlich die Kräfte sichtbar werden zu lassen, die für den Fall der Dinge verantwortlich sind.

8 Isaac Newton, Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie, Hamburg, 1988, 43.

Das Erdbeben

Im Frühjahr 1889 habilitierte sich der deutsche Astronom und Geophysiker Ernst von Rebeur-Paschwitz an der Universität Halle für das Fach Astronomie. Sowohl in Potsdam wie in Wilhelmshaven hatte er an den Sockeln seiner Fernrohre Horizontalpendel angebracht, um deren Neigung zu überwachen. Für einen Astronomen gibt es kaum etwas Schlimmeres, als eine Fehljustierung der Fernrohre. Plötzlich, am 17. April, werden seine Messungen gestört:

I was struck by its coincidence in time with a very singular perturbation by two delicate horizontal pendulums at the Observatories of Potsdam and Wilhelmshaven.⁹

Die Störung wäre vermutlich unentdeckt geblieben, hätte nicht der zu dieser Zeit bereits stark an Tuberkulose erkrankte von Rebeur-Paschwitz seine Messungen photographisch aufgezeichnet. Die Speicherung hatte allerdings noch einen zweiten extrem produktiven Nebeneffekt: Sie ermöglichte die Synchronisation von Daten. Denn wie der Astronom später feststellen konnte, hatten sich beide Störungen gleichzeitig ereignet. Die beiden distanten Pendel waren synchron in Bewegung versetzt worden, und es ist genau diese Synchronizität, die aus der Störung ein Phänomen werden läßt, das seine Erklärung provoziert. Was war geschehen? Gab es eine kausale Erklärung dafür, daß zwei Ereignisse zur gleichen Zeit an verschiedenen Orten aufgezeichnet werden konnten?

Diese Frage konnte sich von Rebeur-Paschwitz freilich nicht beantworten, denn es fehlte ihm schlichtweg die notwendige Struktur, innerhalb derer sich die beiden Ereignisse kausal miteinander verknüpfen ließen. Was diese beiden Ereignisse bedeuteten, zu welchem (gemeinsamen) Vorgang sie gehörten, konnte ohne externe Evidenz nicht geklärt werden. Und so war es der pure Zufall, der von Rebeur-Paschwitz mit den entscheidenden Informationen verknüpfte. Am 13. Juni desselben Jahres liest der Astronom in der »Nature« einen Bericht über ein Erdbeben in Tokio:

According to the *Japan Weekly Mail*, an earthquake of a most unusual character was recorded at 2h. 7m. 41s. p. m., on Thursday, April 18, in the Seismologi-

⁹ Ernst von Rebeur-Paschwitz, The Earthquake of Tokio, April 18, 1889, in: *Nature*, 40 (25. Juli 1889), 294–295, hier 294.

cal Observatory of the Imperial University Tokio. The peculiarity lies, not in its violence, but in the extreme slowness of its oscillations.¹⁰

Was lag für den Astronomen näher, als die beiden gleichzeitigen Ereignisse miteinander zu verknüpfen und die jeweiligen Aufzeichnungen gegeneinander abzugleichen? Womit aus einer Bildstörung das wohl berühmteste weil erste Seismogramm der Welt wird.

Am 25. Juli werden seine Berechnungen in der »Nature« veröffentlicht. Ein optischer Vergleich der beiden Aufzeichnungen von Wilhelmshaven und Potsdam legt nahe, daß es sich um das selbe Ereignis handelt. Indem von Rebeur-Paschwitz die Entfernung zwischen Deutschland und Tokio durch den Zeitunterschied der Messungen teilt, kann er eine »velocity of 2142 metres of propagation« als Ausbreitungsgeschwindigkeit des seismischen Signals berechnen.¹¹ Seine Schlußfolgerung erscheint so bündig wie unmittelbar nachvollziehbar:

We may therefore safely conclude that the disturbances noticed in Germany were really due to volcanic action which caused the earthquake of Tokio.¹²

Es tut dem Status dieser Urszene aller Teleseismik keinerlei Abbruch, daß von Rebeur-Paschwitz in jeder nur erdenklichen Hinsicht irrte. Aber dieser Irrtum ist ebenso bezeichnend für die einleitend zur Diskussion gestellte, prinzipielle *Allgemeinheit* von Strukturen, wie die widersprüchlichen Diskursivierungen des Fallexperimentes. Die Ausbreitungsgeschwindigkeit der seismischen Welle berechnete der Geophysiker wegen der Zeitverschiebung falsch, sie liegt noch deutlich höher. Betrachtet man die beiden photographischen Aufzeichnungen zudem vom heutigen Stand des Wissens aus, so hat es sich wahrscheinlich um ein anderes als das Beben von Tokio gehandelt, denn dieses weist eine signifikant andere interne Signatur auf. Das alles konnte Rebeur-Paschwitz freilich noch nicht wissen, und so ist die einzige Evidenz, die den Ausschlag für seine Vermutung gab, die der Synchronizität der Ereignisse.

¹⁰ Anonymus, Notes. According to the Japanese Weekly Mail, in: *Nature*, 40 (13. Juni 1889), 162–163, hier 162.

¹¹ Ernst von Rebeur-Paschwitz, The Earthquake of Tokio, April 18, 1889, in: *Nature*, 40 (25. Juli 1889), 294–295, hier 295.

¹² Rebeur-Paschwitz, The Earthquake of Tokio, April 18, 1889, in: *Nature*, 40 (25. Juli 1889), 294–295, hier 295.

Der Unfall

In meinem letzten Beispiel möchte ich kurz über den Unfall sprechen. Dieser steht stellvertretend für eine ganze Gruppe von Ereignissen, die sich durch zwei Momente auszeichnen: Überkomplexheit und Kurzzeitigkeit. Unfälle gehorchen grundsätzlich keiner einfachen Kausalität, denn sonst wären sie vermeidbar und mithin keine Katastrophen im Wortsinne. Als Ereignisse lassen sie sich nicht begrenzen, zumindest gibt es den berühmten Punkt nicht, von dem aus ein Unheil seinen Lauf nimmt. Und trotz dieser prinzipiellen Komplexität ist der Unfall wie kaum ein anderes Ereignis ein Beispiel für deren Binarität. Ein Fastunfall ist eben kein Unfall. Vielmehr ist ein Unfall entweder geschehen oder nicht, und wenn er sich ereignet hat, dann hinterläßt er entsprechende Spuren. Der Unfall produziert in der Zerstörung der normalen Ordnung der Dinge eine ungeheure Menge an Spuren. Diese Spuren verfügen über eine ganz eigene Form der Ästhetik bzw. Symbolik, weshalb Paul Virilio ihr 2003 eine eigene Ausstellung widmete. Und die Spuren sind das, was wir von einem Unfall sehen können, was ihn nachträglich zu einem *lesbaren* Ereignis macht. Mit anderen Worten entzieht sich der Unfall selbst konsequent seiner medialen Repräsentation; er ist ein unsichtbares Ereignis ganz wie der einfache Fall der beiden Galileischen Kugeln.

Als Beispiel sei aus der schier unermeßlichen Menge von Unfällen das Challenger-Unglück vom 28. Januar 1986 herausgegriffen. Exakt 73 Sekunden nach dem Start explodiert die Raumfähre in 15 Kilometer Höhe, wobei alle sieben Astronauten sterben. Was wir zuerst von diesem Ereignis sahen, und was dem Kollektivgedächtnis als Symbol des Unfalls fest eingeschrieben blieb, sind nicht die manifesten (sehr wenigen) Spuren, sondern das Bild der Explosion selbst. Zu diesem Zeitpunkt ist der Unfall freilich schon geschehen – es besteht im Sinne der Binarität absolut kein Zweifel daran, daß das Ereignis eingetreten ist, weil wir ja nur mehr die zerstörende Wirkung der Explosion sehen. Die vorhandenen Spuren weisen eindeutig und irreversibel auf einen Unfall in ihrer unmittelbaren Vergangenheit. Was wann und warum allerdings die auslösenden Momente für die Katastrophe gewesen sind, ist der letztlich nie vollständig zu beantwortende Fragekomplex, dem dann mit umso professionelleren forensischen

Mitteln zu Leibe gerückt wird, je größer der Schaden war und umso schwieriger sich die Spuren entziffern lassen.

Für das Challenger-Unglück mündete die Unfallforensik, das Rekonstruieren eines Ereignisses innerhalb (s)einer Struktur, in einem spektakulären Showdown und einer fast ebenso öffentlichkeitswirksamen Publikation. Mitglied der offiziellen Untersuchungskommission war der Physiker und Nobelpreisträger Richard Feynman. Beim Abschlußbericht demonstrierte er mittels Liveexperiment, daß Dichtungen aus Gummi bei niedrigen Temperaturen ihre Elastizität verlieren. Tatsächlich war es ein Gumming in einem der beiden Feststoffraketen, der beim Start undicht wurde, so daß heiße Gase entweichen, sich entzünden und die weitere Kettenreaktion in Gang setzen konnten. Nun war zwar jener 28. Januar ein kalter Wintertag gewesen, das Problem der NASA aber schon seit längerem bekannt. Selbst am Abend vor dem Start warnte ein Mitarbeiter der Herstellerfirma vor dem latenten Risiko. Womit sich die Bedeutung des Ereignisses signifikant von einem technischen Gegenstand zu den Kommunikationsstrukturen und -medien der NASA verschiebt. Kein geringerer als der US-amerikanische Spezialist für Informationsvisualisierung Edward Tufte hat in seinem Buch »The Cognitive Style of Powerpoint« die These aufgestellt, daß eine objektive Analyse der zur Verfügung stehenden Informationen innerhalb der NASA deshalb unmöglich gewesen sei, weil für die interne Firmenkommunikation stets Powerpoint-Präsentationen verwendet wurden. Ob man sich nun dieser These anschließt oder nicht – die Diskussion hierüber hält bis heute an –: Es gilt auch für eben etwas so scheinbar Objektives wie ein Ereignis der McLuhansche Satz »The medium is the message.«

Um das Gesagte nur ganz kurz zu resümieren: Ereignisse gewinnen ihre Bedeutung stets durch die Symbolstrukturen und die Medien, innerhalb derer sie verhandelt werden. Vermutlich ist es die strukturelle Binarität, die immer wieder vergessen macht, daß wir es selbst bei scheinbar so manifesten Ereignissen wie einem realen Unfall ausschließlich mit Signifikantenketten zu tun haben. Und vielleicht läßt sich die Heideggersche Begriffstrias Ereignis, Sein und Zeit auch als ein Hinweis darauf verstehen, wie leicht die Synchronizität von Ereignissen mit deren Kausalität verwechselt wird.

